

HOT TOWN, SUMMER IN THE CITY

Der Weg zum Strand ist weit, deshalb zieht es die New Yorker auf die Dächer.
Tar Beach nennen sie ihren Platz an der Sonne inmitten des Häusermeers



„TAR BEACH – IT MAY NOT
BE A SUNSET ON THE BAY
IT’S RIGHT HERE IN THE
MIDDLE OF THE MADNESS
BUT OH SO FAR AWAY“

JOHN SEBASTIAN,
„TAR BEACH“

Von Barbara Schaefer

KATI NAWROCKI BAUMELT MIT den Beinen. Zu ihren Füßen rauscht der Feierabendverkehr, für sie klingt es wie die Brandung des Meeres. Vor dem rötlichen Himmel treten die Hochhäuser von Manhattan als Scherenschnitt hervor. Die junge Frau sitzt auf dem Dach ihres Hauses in Brooklyn, es ist ihr Lieblingsplatz. Eine Feuerwehrsirene heult in der Ferne, ein vorbeifahrendes Auto schickt Musikketzen herauf, eine Alarmanlage schrillt los. Die Abendbrise weht ihr glattes schwarzes Haar vors Gesicht. Auf den Stahltrassen der Brooklyn Bridge beginnt die Lichtergirlande zu glimmen; je grauer die Nacht, desto stärker scheint sie zu strahlen. Der Dunst des Tages weicht, an einem klaren Abend lassen sich alle beleuchteten Fenster des

Financial District zählen.

Kati Nawrocki hat sich zurückgelehnt, stützt sich auf die Arme und blinzelt; mit halb geschlossenen Augen leuchten die Farben des Empire State Building intensiver. „Damned“, sagt sie, und nimmt einen langen Schluck Bier. „New York ist anstrengend. Aber die Abende auf dem Dach entschädigen für alles.“

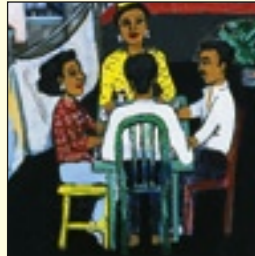
Die einzigartige Atmosphäre über den Dächern der Stadt spüren besonders die, die nicht in New York City geboren, sondern zugezogen sind, sagt Kati Nawrocki, zugereiste New Yorkerin mit japanischen, deutschen und polnischen Vorfahren. „Wer hierher kommt, ist auf der Suche nach Symbolen. Und wenn nachts die Skyline in tausend Farben wie eine Postkarte vor dir liegt, dann erfüllen sich Fantasien und

Träume. Dann jubelt alles in dir. Du bist zur richtigen Zeit am richtigen Ort.“

Kati Nawrocki schwärmt von ihrem Mietshaus in Brooklyn, in das die Grafikerin als Studentin mit einer Freundin einzog. An sonnigen Nachmittagen gingen sie mit ihren Büchern aufs Dach, doch ihre Sommerfrische war keine bepflanzte Oase und auch keine Terrakottaterrasse, sondern ein mit Teerpappe ausgelegtes Flachdach, der Tar Beach. Wenn es zu heiß wurde, legten sie sich gegenseitig Eiswürfel auf die Stirn. Zum Strand fährt man zwar nur eine Stunde mit der U-Bahn, aber dort hingen unangenehme Typen herum, „privater war es auf unserem Tar Beach“. Für New Yorker verhält es sich mit dem Strand von Coney Island wie mit dem Metropolitan Museum: Gut, dass es das gibt, aber warum sollte



Faith Ringgold, „Tar Beach“, Quilt, 1988. Solomon R. Guggenheim Museum, New York



ich da hingehen? Auf dem Dach tauschst du das Branden der Wellen gegen das tief

unten auflaufende Brausen des Verkehrs, das Licht der Sterne gegen die Lampen der Brooklyn Bridge, den Atlantischen Ozean an deinen Zehen gegen das Häusermeer zu deinen Füßen.

„Running up the stairs, gonna meet you on the rooftop“, sangen die Lovin' Spoonful in ihrem Klassiker „Summer in the City“. In der amerikanischen Poplyrik ist der geteerte Dachgarten allgegenwärtig. Spoonful-Sänger John Sebastian nannte ein Soloalbum „Tar Beach“. Im Titelsong schwärmt er „I can feel the heat, / we'll burn like butter on the hot concrete, / Desperation on the city street, / Let's drag our blanket up to Tar Beach.“ Auch bei der Songwriterin Carole King klingt es an, die Stunden auf dem Dach sind kleine Fluchten aus der großen Stadt: „On the roof, it's peaceful as can be, / And there the world below, don't bother me.“

Tar Beach ist ein New Yorker Phänomen. In den vergangenen hundert Jahren gehörten die Dächer Reichen und Armen, Schwarzen und Weißen, Alten und Jungen. Wenn in den stickigen Häuserschluchten der Stadt kein Lüftchen weht, dürstet ihre

DIE DÄCHER GEHÖREN SEIT HUNDERT JAHREN REICHEN UND ARMEN, JUNGEN UND ALTEN, WEISSEN UND SCHWARZEN GLEICHERMASSEN

Bewohner nach Kühlung, aber auch nach Licht und Luft. Dies sei, so die Historikerin Kathleen Hulser, symptomatisch für das Leben in modernen Städten. Mehr als für alle anderen amerikanischen Orte trifft dies auf New York zu, die vertikale Stadt. Wegen der teuren Mieten wird jeder Quadratmeter genutzt, da bleibt selten Platz für Balkone. Wenn Städte an den Wolken kratzen, ziehen auch ihre Bewohner dem Himmel entgegen. So wurde der Tar Beach für New York so spezifisch wie der Englische Garten für München.

Hulser versammelte in ihrer Ausstellung „Up on the Roof. The Culture of New York City Rooftops“ Gemälde und Drucke, einen riesigen hölzernen Wassertank der Firma Rosenwach, der mit seinen Spinnenbeinen unverwechselbar auf der Dachlandschaft New Yorks herumstakt, Brieftaubenkäfige und Fotos von ungesicherten Dächern im Village sowie die mit Pool und Palmen bestückten Penthouse-Gärten an der Upper East Side. Das bekannteste Ausstellungsstück war der Geschichtsquilt mit den Titel „Tar Beach“ der afroamerikanischen Künstlerin Faith Ringgold.

Ein schwarzes Mädchen fliegt durch den besternten Himmel. Seine Zöpfe stehen ab, es breitet freudig die Arme aus; unter ihm sitzt seine Familie auf dem Hausdach zu Tisch, der kleine Bruder schläft auf einer Decke, Wäsche trocknet auf einer Leine, die Fenster Harlems blinken im Wettstreit mit dem Lichterbogen der George-Washington-

Brücke. Im gleichnamigen Kinderbuch lässt Ringgold das Mädchen weiter fliegen. Auf dem Teerstrand zu schlafen war wie Zauberei, heißt es da. „In der Nacht auf dem Dach zu liegen, mit Sternen und Wolkenkratzern rund um mich, das gab mir das Gefühl, reich zu sein, als würde alles, was ich sah, mir gehören. Mein wertvollster Besitz war die Brücke.“

Faith Ringgold wurde 1931 in Harlem geboren und wuchs dort auf. In ihrem Quilt, der vom New Yorker Guggenheim-Museum erworben wurde, verwob sie die uramerikanische Handarbeitskunst der weißen Pioniersfrauen, aus Stoffresten eine Decke zusammenzustückeln, mit der farbenfrohen Malerei Afrikas. Neben der



Poesie der Abende auf dem Dach thematisiert Ringgold, Kunstprofessorin an der University of California in San Diego, den Alltag der Afroamerikaner; am Ende fliegt das Mädchen über das Haus der Gewerkschaft, damit sein Daddy dort Mitglied werden darf.

Ganze Sommer verbrachte sie als Kind auf dem Hausdach. Faith Ringgold berichtet im Interview: „Niemand hatte damals eine Klimaanlage, und der Tar Beach war die einzige Möglichkeit, sich in New Yorks heißen und feuchten Nächten abzukühlen. Jeder, der ein Hausdach hatte, ob Schwarz oder Weiß, war im Sommer oben. Wir waren draußen und genossen mit Freunden und der Familie die kühle Brise.“

Städte ändern sich und mit ihnen die Dachlandschaft. Faith Ringgold lebt nun

MIT DEM STRAND VON CONEY ISLAND HALTEN ES NEW YORKER WIE MIT DEM METROPOLITAN MUSEUM: GUT, DASS ES DAS GIBT, ABER WOZU SOLLTE MAN DA HINGEHEN?

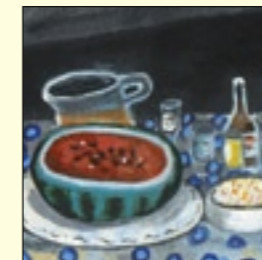
auf der anderen Seite ihrer Brücke, in Englewood, New Jersey, ganz ohne Tar Beach, „und in San Diego“, so Ringgold, „wissen sie nicht einmal, was ein Tar Beach ist“. Wo die George-Washington-Brücke ins nördlichste Harlem mündet, lebt heute eine spanischsprachige Nachbarschaft, aus Autoradios plärrt Salsa auf die Straße, die Straßenschilder sind zweisprachig, und noch an der heruntergekommensten Häuserfassade hängen die weißen Kästen der Klimaanlage. An der Luke, die aufs Dach führt, warnt das Schild „Fire door, do not open, alarm“. Meist passiert nichts, wenn man diese Tür öffnet. Hausbesitzer sichern sich ab und verbieten den Zugang zum Dach. Denn auf dem Dach ist es gefährlich. „Er ist ein Kanarienvogel. Er kann zwar singen, aber nicht fliegen.“ Mit diesen zynischen Worten wird in Elia Kazans Film „On the Waterfront“ (1954) der Taubenzüchter Joey vom Hausdach gestürzt, da er vor Gericht hatte aussagen wollen.

Jeder New Yorker kann Geschichten von Rooftop-Todesfällen erzählen. Deborah Masters, Künstlerin in Brooklyn, weiß von dem zehnjährigen schwedischen Jungen, der auf dem

ersten Familienfoto noch zu sehen war, auf dem zweiten ist er verschwunden. Schwindlig geworden, abgestürzt, denn fast nie gibt es auf dem Dach ein Geländer oder eine ausreichend hohe Brüstung. Auch wisse man nie, wer sich da oben herumtreibt. So verbringt sie nur zusammen mit ihren zwei Hunden Nächte auf dem Dach.

Teresa Salomon, Cellistin in Harlem, erzählt vom Nachbarjungen, der mit seinen Freunden Superman spielte und zum Nebenhaus fliegen wollte. Alle paar Wochen ist von solchen Unfällen oder Verbrechen in der „New York Times“ zu lesen: „Zwölfjähriger Bronx Boy spielte auf dem Dach und stürzte zu Tode“, „Obdachloser prügelt Obdachlose von einem Hausdach in Brooklyn“. In Harlem hört man ohnehin nicht gern Schritte auf dem Dach. „Dann wurde eingebrochen, und der Dieb flieht über die Häuser“, schaudert sich Teresa.

Familien wie die von Faith Ringgold in den dreißiger Jahren sind heute nur noch selten auf den Dächern New Yorks zu sehen. Dafür haben junge Städter die Tar Beaches erobert. Die neuen Immigranten, Studenten und Künstler in den Lofts in Brooklyn und den Mietshäusern in Chelsea und East Village lieben ihre Dächer. John Brown hat herbeigeschleppt, was er für eine Strandparty braucht: Grill, Steaks, Bier und Ghettoexplorer. Hitze steht über der Stadt. Hip-Hop dröhnt in den Sonnenuntergang. Gelächter flirrt durch Browns Geburtstagsparty, und immer wie-



der „Hey, nice to see you!“. Auf Klappstühlen lümmeln Jungs mit Bierdosen in der Hand. Einer hat sich die Stars-and-stripes-Fahne um den Kopf gewickelt, tanzt mit freiem Oberkörper. Nur Frisbee spielen ist verboten, aus „verständlichen Gründen“, wie es der Zettel am Aufzug formuliert.

Manchmal setzen sich Kati Nawrocki und John Brown in den F-Train und fahren ans Meer, wie New Yorker es seit Generationen tun. Auch Faith Ringgold erinnert sich daran, allerdings sah sie den Strand nur in den Schulferien. Die Strände waren nach Rassen getrennt, doch als Kind habe sie die Einschränkung nicht bemerkt. „Wir freuten uns einfach, mit anderen schwarzen Kindern am Strand zu sein.“ Viel stärker eingepreßt haben sich ihr die anderen Abende. Ihre Kunst wurde beeinflusst vom Leben in Harlem, sagt Ringgold, und die Sommer auf dem Dach seien ein Teil dieser Erfahrung. „Der Tar Beach gab mir als Kind ein Gefühl von Macht, über allen Dingen zu sein und über eine riesige, wundervolle Stadt zu blicken.“ ☺

Barbara Schaefer, 41, lebt als freie Autorin in Berlin und schreibt unter anderem für die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“, „Geo Saison“, „Merian“ und „Brigitte“. Ganz neu entdeckte sie New York bei ihren Besuchen auf den Dächern der Stadt.

